

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 52

Artikel: Operation [Fortsetzung]
Autor: Malander, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-650051>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

OPERATION

ROMAN VON RUTH MALANDER

11. Fortsetzung

«Du wolltest sowieso grad gehen, nicht wahr, Mily?» fragte er. Und in seiner unbekümmerten Art drängte er sie in den Mantel, hob das Taschentuch auf und schob ihr die Handtasche unter den Arm. Die Puderdoze vergass er.

«Salü — auf Wiedersehen.»

Und Mily ging.

Franz schloss hinter ihr die Tür und stellte sich an den Tisch. Alles geschah hastig und nervös. Er ist unruhig, dachte Lisbeth.

«Also — was ist?» fragte er. «Willst du nicht Platz nehmen?»

Lisbeth überhörte die Frage. Sie sah Franz voll ins Gesicht und liess ihn nicht aus den Augen.

«Ja, also — es ist wegen Maria. Du hast vielleicht gehört. Sie ist verschwunden. Seit gestern oder vorgestern, ich weiss nicht recht — —»

Sie sah sogleich, dass er aufrichtig bestürzt und betroffen war. In seinen Augen stand ungläubiges Staunen.

«Was — verschwunden?» sagte er. «Maria — warum?»

Er weiss von nichts, dachte Lisbeth, und sie fühlte sich müde und enttäuscht. Aber sie gab die Hoffnung noch nicht auf.

«Nun — verschwunden eben. Sie ist irgendwohin gefahren, wo niemand sie kennt, und dort — aber, ehrlich gesagt, Franz, ich hoffte eigentlich, sie hier bei dir zu finden.»

Jetzt erschien in seinen Augenwinkel eine kleine misstrauische Wachsamkeitsfalte. Seine Hände glitten unruhig am Tischrand hin und her.

«Bei mir? — Wie kommst du darauf? Warum sollte denn Maria bei mir sein? Erzähl mir doch lieber, was eigentlich mit ihr passiert ist — —» Er blickte sie fragend an.

«Nun — wie ich dir sagte, Franz.

Sie ist in ein Dorf gefahren — Breitbach heisst es glaub' ich, allein und ohne uns etwas zu sagen, und von dort an hat man überhaupt keine Spur mehr.»

«Breitbach?» fragte Franz. «Aber dort ist doch dieser Doktor daheim.» Er stockte.

Lisbeth horchte auf.

«Doktor?» fragte sie. «Welcher Doktor?»

«Ach, dieser Doktor, weisst du, mit dem sie gegangen ist. Baumberger oder Baumgartner oder wie er hiess.»

«Doktor Baumann!» rief Lisbeth aus. «Max! Wie, er ist dort? Aber dann muss er doch wissen — dann verstehe ich nicht — —» Sie versank in stilles Nachdenken.

Franz sah jetzt aus, als ob das Ganze ihn nichts mehr angeinge. Er steckte seine Hände in die Hosentaschen und sah angelegentlich zum Fenster hinaus. Einen Augenblick lang war Lisbeth versucht, die Sache aufzugeben. Es schien ihr doch, als hätte Franz damit nichts zu tun. Maria war nicht hier, ein anderes Mädchen füllte seine Gedanken und sein Zimmer aus. — Maria war zu Max gefahren; — und doch, wenn sie sich an jenen letzten Besuch in Zürich erinnerte — jene Blicke zwischen Maria und Franz.

«Hör', Franz», sagte sie entschlossen, «ich verlange von dir, dass du mir genaue Auskunft gibst. Der alte Herr Stadler ist ausser sich vor Unruhe. Mir sagt eine innere Stimme, dass du nicht so unbeteiligt bist, wie du da aussiehst. Gib es nur ruhig zu. Es war etwas zwischen dir und Maria. Ueberhaupt, sie hat es mir ja gesagt.»

Wieder die Wachsamkeitsfalte. Und die Hände kamen aus den Taschen heraus und hielten sich am Tischrand fest. Lisbeth wusste, dass sie glatt log. Aber sie wusste, dass Franz nur auf diese Weise beizukommen war.

«Was gewesen ist zwischen uns? Wenn man eine so hübsche Cousine hat — und überhaupt — und es geht dich doch nichts an — eigentlich —»

«Also, du gibst es zu, Franz?»

Franz schwieg.

Lisbeth musste sich einen Moment lang selber an die Stuhllehne klammern.

«Also, jetzt verstehe ich natürlich verschiedenes besser, Franz. Max hat sich selbstverständlich zurückgezogen, als er sah, dass zwischen euch — und du warst wahrhaftig gemein genug, mit einem so jungen Kind wie Maria — —»

Sie kam nicht weiter. Es war unheimlich und doch so naheliegend.

Und er war sogar zu bequem und zu rücksichtslos, um zu lügen.

«Und wie weit, Franz», sagte sie drohend, «wie weit bist du gegangen?»

Eigentlich wusste sie, dass die Frage ganz unnötig war. Es gab für Franz in solchen Dingen nur eines. Und in seinem hübschen, verderbten Gesicht, in dem wieder das kleine, freche Lächeln erschien, diesmal vermischt mit Trotz und vielleicht einem kleinen Anflug von Unsicherheit, las sie die Antwort.

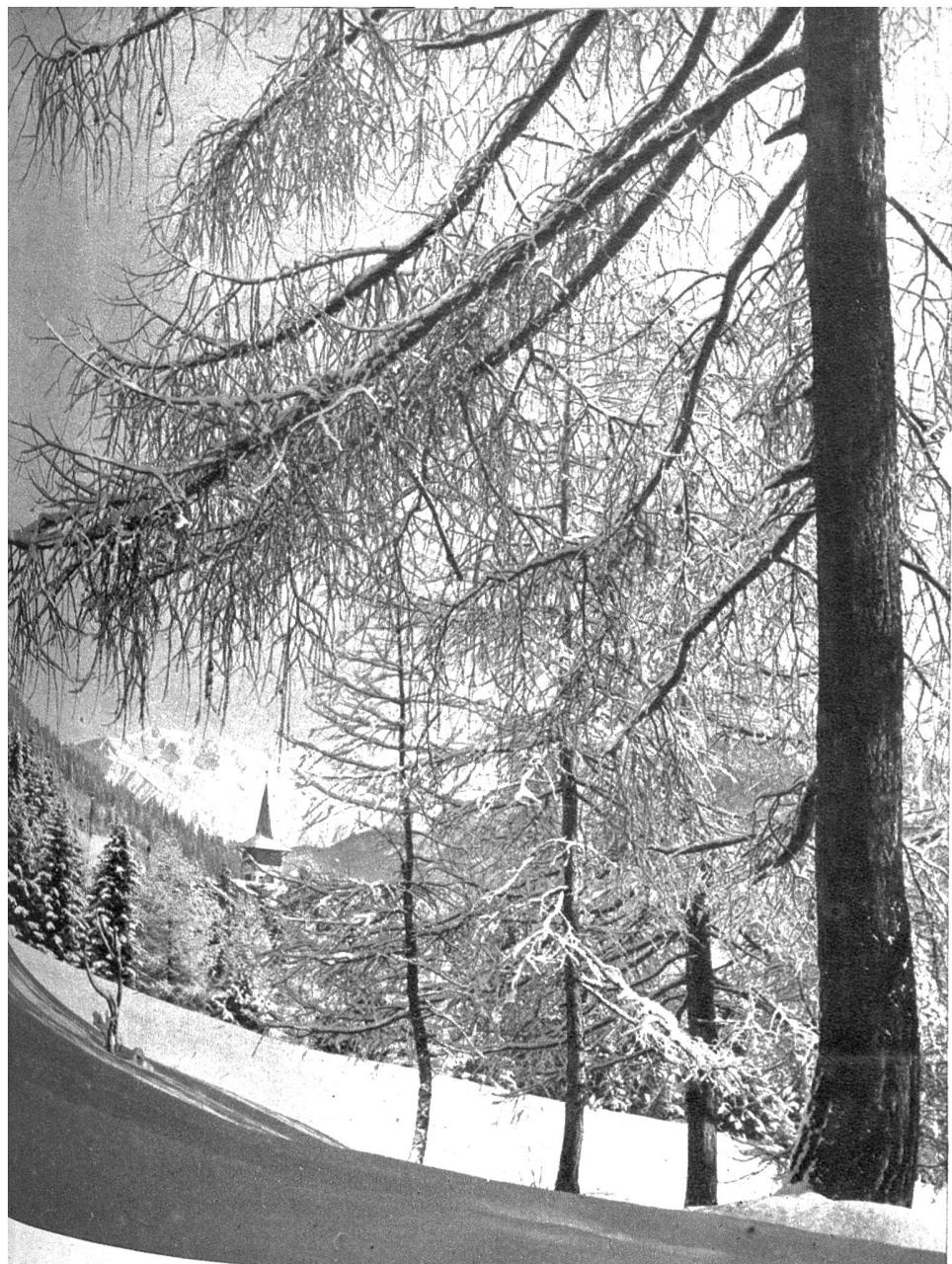
«Und diese Person da, die Mily?» fragte sie und suchte sich mühsam zu beherrschen. «Wie ich dich kenne, bist du von Maria dann — zu so einer — einer — —»

Da Franz immer noch grinste und schwieg, wusste sie wieder, dass ihre Annahme richtig war. In kalter, ohnmächtiger Wut starnte sie ihm kurze Zeit ins Gesicht, dann fasste sie nach dem Türgriff, liess die Türe zum zweitenmal schmetternd zuknallen und lief die Treppe hinunter. Ich werde nach Breitbach fahren, dachte sie im Laufen. Ich muss ihnen alles sagen.

Sie war die halbe Treppe hinuntergelaufen, als sie sich plötzlich eines Besseren besann. Eigentlich dachte sie, könnte ich weit mehr von ihm erfahren und das könnte vielleicht von nicht geringem Nutzen sein. So wie ich ihn kenne, kennt ihn niemand. Was er den andern nicht alles vorlügen wird — aber mir kann er nichts vormachen. Nachdenklich rückte sie sich den Huzurecht und strich das Jackett glatt, um dann zum zweitenmal die vielen Treppenstufen hinaufzusteigen. Diesmal kloppte sie kurz an die Tür.

Franz stand am Fenster und hatte sich eine Zigarette angezündet. Sein Gesicht zeigte keinerlei Ueberraschung, als Lisbeth wieder eintrat, und sie erkannte, dass ihre Empörung nicht den geringsten Eindruck auf ihn gemacht hatte. So war er. Je mehr andere sich entsetzten und ereiferten, desto tiefer freute er sich am Ärger seiner Erzieherinnen, als er noch ein Knabe war, und jetzt als Erwachsener bereitete es ihm dieselbe Freude, zu sehen, dass er die Macht hatte andere zu verletzen, ohne selbst verletzt zu werden, denn er war selbstsüchtig und hart genug dazu.

Lisbeth wusste, dass tatsächlich niemand an ihn herankommen konnte und dass ihm mit nichts beizukommen war, ausser vielleicht, man war ebenso rücksichtslos und hart wie er. Sie fragte sich wieder einmal, ob das alles wirklich dadurch verschuldet war, dass er ohne Mutter aufwuchs, ob es nicht eher Anlagen waren, die er seit seiner Geburt mit sich trug. Anlagen zu kaltblütiger Selbstsucht und Verdorbenheit, die an einem so jungen Mann direkt unnatürlich wirkten. Dabei wusste er sie hinter Scharm und Galanterie zu verdecken. Ein Verbrecher könnte er sein, dachte sie, jawohl, ein Verbrecher



Wintermorgen

— wenn er es nicht schon ist — wenn er es nicht schon ist.

«Du wirst so gut sein, mir noch einiges zu erzählen, Franz», sagte sie, indem sie versuchte, sich ebenso unbeteiligt und uninteressiert zu geben wie er. Er machte eine kleine ironische Verbeugung zu ihr hin.

«Bitte», sagte er.

Sie runzelte unwillig die Stirn und wandte sich ab. Während sie ihre Fragen stellte, studierte sie zuerst ein Bild an der Wand, dann eine Bronzestatue von Dante, die auf dem Schreibtisch stand.

«Wann also ist das eigentlich gewesen zwischen Marie und dir, ich meine, wann genau hast du — —

«Verstehe», sagte Franz. «Also, wenn du es genau wissen willst, es war im letzten Winter, so im Januar oder Februar, vielleicht war es auch im März.»

«Franz!» Sie war nicht imstande, ihre Empörung zu verbergen. «Was heisst:

im Februar, Du willst doch nicht sagen, dass es bloss einen Monat lang — gedauert haben soll!?!»

Franz lächelte liebenswürdig.

«Du könntest eine gute Hellseherin sein», bemerkte er. Ganz plötzlich kam eine Spur von Lebhaftigkeit in seine Züge, er tat ein paar hastige, immer erregtere Züge an seiner Zigarette, und noch während Lisbeth diesem seltenen Vorgang sprachlos folgte, trat er dicht an sie heran, und sein stossweiser Atem wehte ihr ins Gesicht.

«Hör, Lisbeth», sagte er hastig, «dir kann ich es ja sagen, was liegt mir schon daran! Maria ist die einzige Frau, die ich jemals wirklich geliebt habe, wenn man bei mir von so etwas reden kann — ja wirklich geliebt —» Plötzlich sprang er zurück und begann zu lachen.

«Du glaubst es doch nicht etwa?» fragte er und drückte seine Zigarette aus. Dann lachte er nochmals. «Aber

es war eine sehr schöne Geschichte, was meinst du? Es könnte direkt so gewesen sein.» Er steckte die Hände in die Hosentaschen und ging ein paar mal hin und her.

Lisbeth schwieg. Ihre Augen folgten seinen Bewegungen in gespannter Aufmerksamkeit. Einen ganz kleinen Moment lang hatte sie wirklich geglaubt, dass der Ausdruck seines Gesichtes echt sei. Doch jetzt war in seinem Blick nur noch Gleichgültigkeit zu lesen.

«Eines Tages ging ich mit Mily spazieren», sagte er. «Schliesslich, ich kannte sie schon lange — viel länger als meine verehrte Cousine Maria. Und da bemerkte sie uns. Nun — und da war es eben aus. Zweimal zwei ist vier, nicht wahr?» Seine Mundwinkel zogen sich spöttisch nach unten. «Ich war ihr sowieso nicht gut genug.»

«Kein Wunder!» sagte Lisbeth. «Wenn man natürlich mit einer Mily spazieren geht, während man Maria kennt — — du bist ein abscheulicher Mensch, Franz, ein ganz abscheulicher Mensch — —» Sie machte eine Pause. «Und du hast Maria nachher nicht mehr gesehen?»

«Ich schrieb ihr später einmal und bat sie um ein Rendez-vous. Aber sie kam nicht. Uebrigens warst du ja bei ihr, als ich noch einmal kam, um sie umzustimmen.»

Ja, dachte Lisbeth und ihr strittet euch.

Sie stellte sich vor ihn hin. «Jetzt hör mich an, Franz», sagte sie eindringlich, «hast du wahr und wahrhaftig eine Ahnung, wo Maria jetzt ist. Ich meine — hast du bestimmt nichts damit zu tun?»

«Das sagte ich dir doch schon», gab er zurück. «Nicht die leiseste Ahnung. Und ich habe auch nichts damit zu tun.» Wieder lachte er. «Du bist ja blöd, Lisbeth. Siehst du denn nicht, dass Maria zu ihrem Doktor gefahren ist? Jetzt lass mich in Ruhe.»

*

Und wieder brach ein Morgen über Breitbach an, und wieder spannte sich ein blauer, wolkenloser Himmel über Felder und Dächer, wieder sollte der Tag heiss werden. Keller sah es mit leiser Empörung, als er in aller Frühe aufstand. Für seinen Beruf gab es nichts Besseres, als einen kühlen Kopf und klare Gedanken. Eine solche Hitze aber lähmte den schärfsten Denker.

Einstweilen war es erträglich. Der Tau glitzerte noch auf den Feldern, noch liessen unzählige Vogelkehlen ein morgendliches Jubellied ertönen. Später, wenn die Sonne auf die Erde niedersengen würde, würden die vielen Tröpfchen auf den Gräsern im Nu austrocknen und jedes Lied verstummen.

Keller ging wieder einmal auf der Landstrasse zum Dorf dahin. Es schlug sechs Uhr. Aber die Bauern waren alle

längst an der Arbeit. Auch Dübys Witwe würde wach sein.

Aber während um alle andern Häuser das Geräusch verschiedener Arbeiten summte, lag das Haus von Dübys Witwe still im Morgenlicht. Ob sie es sich leisten kann, so lange zu schlafen? dachte Keller. Er ging geradewegs auf die Seitentüre zu und drückte auf die Klinke. Aber auch jetzt war die Türe verschlossen. So ging er zurück und betrat durch die Vordertüre den kleinen Laden. Wieder schlug die Glocke an, und wieder erschien aus der dämmerigen Dunkelheit die Gestalt der Frau. Aber diesmal liess es der Kriminalkommissar kurz sein.

«Polizei», sagte er bündig. «Ich muss Sie bitten, mir das Zimmer zu zeigen, in dem sich eine Schwester und ein Arzt aus dem hiesigen Spital jeweilen zu treffen pflegen.»

Die Frau stand einen Augenblick

einer aufs Haar. Keller betrachtete nochmals ihr Gesicht. Es hatte eine starre, gleichgültige Miene. Und doch zitterten ihre Hände leicht, als sie den Schlüssel in das Schloss schob.

«Hat Doktor Richard das Zimmer schon lange gemietet?» fragte er.

«Schon lange», antwortete sie. «Seit er hier ist.»

«Aber», wandte Keller ein, «er hat doch sein eigenes komfortables Zimmer im Krankenhaus — —»

«Ich habe mich nicht darum gekümmert, warum er das Zimmer haben wollte. Es geht mich nichts an.»

«Er hat Sie immer gut bezahlt?»

«Ja.»

«War er jeden Abend hier?»

«Oft. So ziemlich.»

«Es ist jetzt niemand drin?»

«Nein.»

Keller drückte auf die Klinke. Einen Augenblick durchfuhr ihn der Gedanke, ob er nicht vielleicht im Begriffe sei, das Versteck der jungen Kranken aufzudecken.

Aber der Raum war leer.

Sein Blick fiel als erstes auf ein Bild an der Wand zu seiner Rechten. Es stellte in einer riesigen Vergrösserung eine Briefmarke dar. Das Basler Täubchen, eine der seltensten und teuersten Briefmarken der Welt.

Welch eine Idee! murmelte Keller. Das Bild einer Briefmarke als Porträt an der Wand. Er schloss die Türe hinter sich zu. Wahrhaftig, das Bild einer Briefmarke — als Porträt — als wäre sie sein grösster Schatz — seine — seine Geliebte!

Der Gedanke brachte ihn auf Schwester Rosmarie. Arme Schwester. Das hier war die Idee eines Verrückten. Er musste vernarrt sein in seine Marken.

Das Zimmer enthielt nur wenige Möbel. In der Mitte befand sich ein rundes Tischchen, umgeben von drei Stühlen. An der linken Wand stand ein Schrank mit Glasvitrinen, durch deren Scheiben man auf dem mittleren Tablar Rücken an Rücken eine Reihe lederschallene Alben sah. Keller zog einige davon heraus und blätterte ihre Seiten um. Sie mussten von einem Buchbinder eigens mit demselben Leder in demselben Format gebunden worden sein. Im Innern reihte sich von Seite zu Seite, aufs sorgfältigste behandelt, eine Marke an die andere, alle Farben, alle Länder, alle nur möglichen Möglichkeiten waren vertreten. Keller erkannte einige besonders teure Stücke aus seiner eigenen Sammlerzeit wieder, er hatte sie aber nie anders als auf Abbildungen gesehen.

Ein Vermögen, stellte Keller überrascht fest. Ein Mann mit einer solchen Markensammlung war doch schwerreich.

Er setzte sich auf einen der Stühle und dachte nach. Doktor Richard war als mittellos Arzt mit

nichts als seinem beruflichen Können nach Breitbach gekommen. In vielen Jahren hatte er diese Marken gesammelt. Aber auch wenn er hundert Jahre gesammelt hätte, wäre es ihm nicht möglich gewesen, eine solche Sammlung aus seinen Einnahmen zu bestreiten. Ganz unmöglich.

Wie hatte er sich diese Summen beschafft, die zu dieser Sammlung notwendig gewesen waren — wie war das möglich? Er grübelte. Sein Blick fiel wieder auf das Bild mit dem Basler Täubchen. Es war nicht schlecht gemalt. Aber die Dimensionen waren allzu gross und vor allem: das Bild hing zu tief; Keller stand auf und besah es ganz aus der Nähe. Von nahem sah es aus wie ein Wald voll unbekannter Dinge, wie eines dieser modernen Gemälde, bedeckt mit eigenartigen, unbestimmten Formen, die man nur ganz widerwillig besichtigt.

Aber während er stand und starrte, fiel etwas anderes in sein Blickfeld. Dicht neben dem Bilde befand sich eine kleine Rinne in der Wand, die sich unter dem Bild verlor. So gleich hob er das Bild von der Wand und erkannte darunter die Umriss einer schmalen Türe. Ihre Falle war flach an das Holz gedrückt und von dem Bild überdeckt.

«Aha», murmelte er. «Eine versteckte Türe.» Er war nicht verwundert, und doch zögerte er einen Moment, sie zu öffnen. Das Bild des jungen Mädchens trat vor seine Augen. Wenn ich aufmache, dachte er, werde ich sie sehen.

Und er öffnete die kleine Türe so behutsam, als wäre er im Begriff, in ein Krankenzimmer zu treten.

Der Raum, den er betrat, hatte allerdings viel Ähnlichkeit mit einem Krankenzimmer. Doch er war leer. Ein Bett hätte auch schwerlich Platz gefunden. In der Ecke zunächst beim Fenster stand, mit einem weissen Tuch überzogen, ein flacher Lederdivan, wie ihn Aerzte zur Untersuchung von Kranken brauchen. An der Wand ein kleiner Glaskasten, angefüllt mit medizinischen Instrumenten. Daneben blitzblank und sauber, ein Lavabo mit je einem Wasserhahn für warmes und kaltes Wasser. Ein einziger Stuhl war vorhanden. Das Ganze bot unverkennbar das Bild eines ärztlichen Ordinationsraumes, der auf einem möglichst kleinen Raum Platz finden musste.

Kellers Gedanken begannen zu arbeiten. Ein versteckter Ordinationsraum. Dr. Richard hatte hier also Kranke empfangen und Kranke untersucht. Heimlich Kranke empfangen. Wozu? War ihm seine Arbeit im Krankenhaus nicht genug?

«Frau Düby!» rief er laut in den leeren Korridor hinaus.

(Fortsetzung folgt)

Die Zeitung für den Sonntag

Am Wochenende hat man Zeit und Lust, sich der Lektüre hinzugeben. Gute Information, spannende Unterhaltung und packende Photoreportagen finden Sie in der neuen Sonntagszeitung 

Ihre 8 Bilderseiten im Tiefdruckverfahren sind ein besonderer Vorzug dieser neuen Sonntagszeitung.



bockstill da und sah an ihm vorbei auf die Strasse. Dann wandte sie sich schweigend um und ging durch einen dunklen und schmalen Gang nach hinten. Keller folgte ihr auf den Fersen. Sie gelangten in jenen Korridor, dessen Ende durch die Glastüre abgeschlossen war, wandten sich nach rechts und standen vor der letzten Türe still.

«Die Türe ist immer verschlossen», sagte die Frau. «Doktor Richard hat selbst den Schlüssel.»

Jetzt konnte Keller zum erstenmal bei hellem Licht ihr Gesicht sehen. Es war blass und zerfurcht und von unordentlichen Haarsträhnen umgeben.

«Wenn Sie wirklich keinen Schlüssel haben», sagte er freundlich, «dann muss ich die Türe aufbrechen. Es wäre aber doch wohl schade — —»

Sie griff mit einer missmutigen Bewegung in die Tasche und brachte einige Schlüssel zum Vorschein, die mit einem Schnürchen zusammengebunden waren.

«Vielleicht passt einer», murmelte sie. Und es war seltsam. Zufällig passte